

Umschau

Belehrad

Nachklänge zum 5. Internationalen Kongreß für Kirchenunion¹ (Juli 1927)

Stundenlang war die Fahrt durch das sommerliche Hügelland Mährens gegangen. Endlos immer das gleiche: ernteschwere Kornfelder im Sonnengold. Es war eine Eintönigkeit von süßem Zauber, die leise das Gemüt gefangen nahm. Als ob irgend ein ganz tiefes Lied anheben wollte. Sicher wohl ein Lied von erfülltem Erntedank; aber dahinter zitterte eine ferne Schwermut auf. Was wollten die Felder nur sagen?

Am Abend im einsamen Belehrad angekommen, stieg ich die nächsten Höhen hinan. Wieder Erntefelder, soweit das Auge reichte, und die letzten Sichel verklangen in den Abend. Da habe ich das Wort vernommen, was die Felder mir zuflüstern wollten. Müssen sie nicht immer auf eine andere Ernte hinüberdeuten, seit der Herr im Evangelium sich würdigte, ihre sinnige Schönheit zum Gleichnis seiner Heilands-Erntesehnsucht zu machen? Wie hatte er am Jakobsbrunnen gesprochen? „Erhebet eure Augen und sehet die Weiten, sie sind schon weiß zur Ernte.“

Da drunten liegt Belehrad, „die große Burg“, im 9. Jahrhundert der Fürstensitz des großmährischen Reiches. Hier gründeten die griechischen Brüder Cyrillus und Methodius die erste christliche Kirche des Landes, den Ausgangspunkt ihrer großartigen Mission unter den Slawen. Froh erklang ihre Erntesichel über die slawischen Fluren. Sie schienen weiß zum Schnitt. Längst ist Reich und Stadt der Mähren zerstört. Nicht einmal eine Spur vom alten Belehrad ließen die Ungarhorden übrig (904). Nur das alte Zisterzienserkloster bewahrt bis heute die Erinnerung an die

Stätte der Slawenapostel. Ihr Werk aber, die Slawenvölker bei Wahrung ihrer volklichen Eigenart an den Mittelpunkt der Kirche zu binden, schon zu Lebzeiten des Methodius durch die deutsch-mährische Politik und die Engherzigkeit westlicher Bischöfe gestört, blieb halbvollendet in seltsamer Verworfenheit liegen. Belehrad war fast vergessen, und auch die Idee, die es einst weithin getragen.

Nun will es erwachen. Ist die Zeit zu einer zweiten Ernte gekommen? Heute Abend werden sich hier an die fünfhundert Männer versammeln, meist Priester, zwanzig Bischöfe an ihrer Spitze, aus allen Strichen der slawischen Welt, aber auch aus den übrigen katholischen Ländern, ja selbst aus dem fernen Orient. Schon leuchtete das mächtige C. und M. zwischen den beiden Türmen der Abteikirche: Cyrillus und Methodius grüßen die Ankommenenden!

In der Tat steht nicht nur ihr Name über dem Kongreß, er ist von ihrem Geiste getragen. Das muß man wissen, um die Eigenart der Belehrader Unionstagungen zu verstehen. Ohne Zweifel hatte man von Anfang an die Einigungsfrage auch in ihrer ganzen Breite vor Augen. Die bisherigen Kongreßberichte enthalten wertvolle Arbeiten zur Lage der vorbyzantinischen Schismatiker, und auch diesmal kamen Referate zur Verlesung, die selbst dem Fachkenner der altorientalischen Theologie Neues boten. Ich denke z. B. an den Beitrag des Bischofs der unierten Ropten über den Primat in der ältesten nestorianischen Lehre. Aber im wesentlichen wird doch die Unionsfrage bei den Kongressen von einer ganz bestimmten Seite gesehen und erfaßt. Das Hauptaugenmerk geht auf die getrennten Slawenvölker, natürlich vor allem auf das mächtigste, auf Rußland, und die katholischen Slawen, ob des lateinischen Ritus oder des slawisch-orientalischen, fühlen sich beauftragt, im Namen der Mutterkirche ihren Stammesbrüdern den großen apostolischen Liebesdienst zu tun.

¹ „Union“, „Wiedervereinigung“ wird strenggenommen von der katholischen Kirche nur in ihrer Beziehung zu den „getrennten“, den „schismatischen“ Kirchen gebraucht, nicht zu den Gemeinschaften, die von der Kirche „abgefallen“ sind.

Diese Bewegung mag das Schlagwort „Panlawismus“ in die Erinnerung rufen, und man begreift in etwa, daß die österreichisch-ungarische Monarchie seinerzeit die Kongresse mit einigem Argwohn betrachtete. Und sicher wirkt das erwachte Gemeinschaftsbewußtsein der Slawen als Tiefenkraft beim „Apostolat des Cyrillus und Methodius“. Aber doch nur als natürlich-gesunder Erieb; er steht im Dienste des katholischen Zieles. Das ist in Belehrad ganz deutlich sichtbar. Zwischen der bunten Menge, die ein Kongreß der Slawen scheinen könnte, bewegen sich ungezwungen namhafte Vertreter des Unionsgedankens aus den verschiedensten Ländern Mittel- und Westeuropas, und neben der hohen Gestalt des Ehrenpräsidenten, des greisen Erzbischofs Szceptycky von Lemberg, hat Bischof d'Herbigny, der Rektor des päpstlichen orientalischen Instituts in Rom, seinen Platz; er ist von Anbeginn nicht weniger die Seele der Kongresse gewesen als der ehrfurchtgebietende Vorkämpfer der Kircheneinigung unter den Völkern des slawisch-orientalischen Ritus. Ihr brüderliches Zusammenwirken, das auch alle anwesenden Bischöfe umschlingt, ist ein erhebendes Bild katholischen Sinnes, der bei aller straffen Einheit genügend Weite für volkklichen Eigenstand hat.

Wenn man den ursprünglichen Gedanken der Kongresse, wie er ihrem geistigen Urheber, dem edlen Erzbischof Stojan von Olmütz, vorschwebte, mit der tatsächlichen Entwicklung vergleicht, dann fühlt man, daß hier nicht alle Hoffnungen aufgegangen sind. Stojan hatte sich Belehrad als Treffpunkt der Katholiken und Schismatiker gedacht; in wissenschaftlicher Erörterung und freier Aussprache sollten sich beide Teile kennen lernen, sollten Vorurteile auf beiden Seiten wegräumen. Nach vereinzelt Besuchen blieb die schismatische Geistlichkeit fern. Diesmal sah man niemand mehr aus ihren Reihen.

Dennoch haben die Tagungen damit ihren Sinn nicht verloren. Nunmehr muß eben noch Vorbereitungsarbeit geleistet werden. Und die geht nun in einer echt katholischen Wendung auf die eigene

Vorbereitung. Nichts erhebt den aufmerksamen Beobachter mehr als diese wahrhaft christliche Erfassung des apostolischen Gedankens: daß man, um Apostel zu sein, sich erst selbst zu dem heiligen Werke bereiten müsse. Das war der tiefere Grundton der Belehrader Versammlung, der ergreifend durchbrach, wenn am Abend Bischof d'Herbigny eine Betrachtung vortrug, vorbetete, und alle Teilnehmer vor dem Allerheiligsten sie nachbeteten. „Wir müssen selbst leben, was wir den Getrennten bringen wollen, müssen durch unsere lautere Treue im Glauben zeigen, daß die Mutterkirche in Wahrheit die Mutter der Lebendigen ist, und so müssen wir die Gnade der Wiedervereinigung im Glauben verdienen.“ Mehrfach hörte ich sagen: „Das ist das Schönste an der Tagung.“ Da beginnt der Unionsgedanke zu einer Erneuerungskraft zu werden, zunächst für die katholischen Slawen. Schon längst hatte sich übrigens ein wohlgeordnetes „Apostolat des Cyrillus und Methodius“ gebildet (1851), das von Olmütz aus in diesem Sinne auf die slawische Welt wirkte; jetzt scheint sein Geist auch die Kongresse zu durchdringen und ihre Arbeit ins Volk zu leiten.

Nunmehr begriff ich auch, warum man von mir ein Referat erbeten hatte über „die Exerzitien als ein Mittel zur Förderung der Kirchenunion“, und welche Stellung es im Ganzen der Tagung haben könne. Zunächst freilich schien es fremdartig genug. Was haben Exerzitien und Kirchenunion miteinander zu tun? — Wenn aber einmal die Freunde der Wiedervereinigung aus apostolischem Drang heraus das Ziel der eigenen religiösen Erneuerung aufgerichtet haben, dann ist auch für die Exerzitien ein Platz. Sind sie doch auch in ihrer Frühzeit als die Großmacht der Erneuerung der abendländischen Kirche aufgetreten, damals, als es in den Wirren der Reformation den besseren Geistern aufging, daß das Hauptmittel zur Überwindung des Abfalls im vertieften Leben der Treugebliebenen bestehe. Da hätten allerdings die Exerzitien in den Grenzländern zum schismatischen Osten hin eine große Aufgabe.

Aber diese Aufgabe der Exerzitien reicht noch weit über die allgemeine religiöse Erneuerung hinaus. Ein schweres Hindernis der Wiedervereinigung bilden die dumpfen Vorurteile, die die getrennten Slawen, zumal die Russen, aus ihrer religiösen Art heraus gegen den „Geist der Westkirche“ nähren. Indem sie vom „westlichen“ Geiste nur die ungesunden Auswirkungen sehen, die seelenlose Betriebssamkeit und Machtgier, die Knechtung des Menschen durch seine eigene Zivilisation, und indem sie noch dazu diesen Geist, oder besser Ungeist, mit dem Geist der römischen Kirche gleichsetzen, kommen sie sich freilich als die echten Christen vor, die vom Westen, von Rom, nichts zu lernen haben; von der feierlichen Ruhe ihrer ganz von der Liturgie getragenen Frömmigkeit aus, deren Rhythmen fast zeitlos dahinschweben, erscheint ihnen das abendländische Wesen auch der Kirche mit seinem starken Wirk- und Formwillen auf die umgebende Welt als Abfall. Fraglos ist es da Aufgabe des Einigungswerkes, den Ostchristen lebendig zu zeigen, daß ihre beschauliche Liebe zur Liturgie auch im Westen Wurzeln hat und Blüten treibt. Die Pflege echt liturgischen Geistes bei uns wird immer das vornehmste Mittel sein, den Argwohn der Getrennten zu bannen und sie bei uns heimisch zu machen. Aber ist nicht auch das ein Anliegen der Union, die östlichen Brüder den wahren Eigengeist der westlichen Christenheit erkennen und achten und vielleicht gar lieben zu lehren? Denn es ist nun doch einmal wahr, daß das Abendland eine eigene Weise christlicher Frömmigkeit ausgeprägt hat, die die Russen sehr wohl empfinden, wenn auch falsch deuten. Wir können von der gesunden, weltdurchdringenden Latsfreude unserer Frömmigkeit gar nicht lassen; sie steigt aus unserer innersten Seele. Und wir dürfen es auch nicht; es wirkt sich darin ein unaufgebbarer Wesenszug des Christentums überhaupt aus. Ihn darzustellen war die weltgeschichtliche Aufgabe des Abendlandes. Und ihn auch den anders gearteten Völkern zu zeigen und zu vermitteln.

Hier nun, an diesem Punkte der Unionsfrage, dürfte man die Exerzitien nennen.

Denn es ist wohl nicht zuviel gesagt, wenn man sie als eine große Schule der Christenfrömmigkeit gerade in ihrer abendländischen Eigenart anspricht. Freilich muß man dann die ganzen, ungebrochenen Exerzitien des hl. Ignatius im Auge haben, so wie er sie in seinem berühmten Büchlein von den geistlichen Übungen niedergelegt hat, so wie sie in der Geschichte der Frömmigkeit Epoche gemacht haben. Diese Exerzitien wurzeln in der Lat in der besten asketischen Überlieferung der Vorzeit; aber sie gestalten sie auch weiter zu einer gewissen Vollendung. Der Geist des Benediktus, des Franziskus und des Thomas von Kempen lebt in ihnen; aber alles ist scharf und sicher geprägt, wie es zur religiösen Formung gerade des Menschen der Neuzeit nottut. Die ganze Kraft des Evangeliums wollen sie in die Seele einströmen, ohne sie doch von dem Schaffen in der Welt wegzudrängen. Das Eigenwirken des Menschen kommt zu seinem vollen Recht, aber in schönem Einklang mit dem Wirken der Gnade. Der Mensch als Einzelwesen hat in dieser Frömmigkeit freien Wirkraum und ist doch nicht abgeschnitten von den Lebensadern des Leibes Christi¹. Da steht ja am Ende dieser asketischen Schulung leibhaftig der „abendländische Mensch“ vor uns, aber in Christus verklärt.

Was könnte diese Edelblüte des westlichen Christentums den Ostchristen bieten, die von Westen her immer Verwelslichung des Christentums fürchten — und denen die rechte fromme Wirkfreude eine so glückliche Ergänzung ihrer beschaulichen Passivität wäre? Wenn diese Blüte mehr und mehr leuchtend sichtbar würde in ihren Grenzfluren? Wenn die katholischen Nachbarvölker, die Slawen, durch die gelebten Exerzitien Wertvollstes des lateinischen Christentums eindrucksvoll darstellten? Bei dieser Fernsicht mag auch das Thema: „Die Exerzitien als ein Mittel zur För-

¹ Diese Gedanken habe ich weiter ausgeführt in einer jetzt bei Herder erschienenen Schrift: „Die Askese der Ignatianischen Exerzitien. Ihr Sinn und Wert im Lichte heutiger Fragen und Bedürfnisse“.

derung der Union“ nicht mehr so fremdartig erscheinen.

Das Werk der Wiedervereinigung ist schwer. Oft liegt Mutlosigkeit auf den Gemütern. Dann spricht man: „Gottes Gnade allein kann es schaffen.“ Aber dieses Wort, in Verzagttheit gesprochen, ist kein Gebet. Es muß aus hoffnungsfreudiger Seele kommen. Diese Hoffnungsfreude, die sich in Tat umsetzt, durchwehte den Kongreß von Belehrad. Ich denke dabei nicht an die wissenschaftlichen Referate, sondern an die Berichte der Unionsfreunde aus allen Reichen der slawischen Welt: was sie bisher für das gemeinsame Werk getan, was sie weiter planen. Und wenn sie dann schlossen: „aber Gottes Gnade muß alles tun“, so hatte das Wort den rechten Klang. Daß der Wiedervereinigungsgedanke auch uns deutsche Katholiken zu bewegen beginnt — allerdings spät genug! — das beweist die jüngste Herbsttagung des Akademikerverbandes zu Breslau, die ganz unter diesem Zeichen stand, und ihr lebendiger Widerhall.

Ernst Böminghaus S. J.

Ein ungedrucktes Gutachten von Görres in einer Paritätsfrage

Görres hat wiederholt gegen die Zurücksetzung der Katholiken bei der Vergebung der Staatsämter Einspruch erhoben. Schon lange vor seiner Rückkehr zur Kirche bekämpfte er im „Rheinischen Merkur“ das Verfahren protestantischer Regierungen, in den säkularisierten Gebieten die Katholiken von der Verwaltung möglichst auszuschließen. Scharf rügte er die Art, wie das in Nassau-Usingen geschah. Das Herzogtum war durch die Aufhebung der rheinischen Stifte überwiegend katholisch geworden; trotzdem waren die Staatsangestellten bis hinauf zum Referenten für katholische Angelegenheiten fast ausnahmslos protestantisch¹. Mehrmals stellte Görres die Forderung, daß bei der Neueinteilung Deutschlands die katholischen Landesteile unter die Herrschaft von katho-

lischen Fürsten gestellt werden sollten¹. Bei seinen späteren Beschwerden gegen Preußen spielte die Klage über die zahlreichen landfremden und protestantischen Beamten in den neugewonnenen westlichen Provinzen eine wichtige Rolle. Görres selber mußte infolge dieser Politik auf sein Amt im rheinischen Schuldienst verzichten.

Nicht ohne Interesse dürfte es sein, Görres' Handlungsweise bei einer Gelegenheit kennen zu lernen, wo er praktisch seine Grundsätze über Parität anwenden konnte. Die Möglichkeit bot sich 1839, als ihn der bayerische Minister des Innern, Karl v. Abel, zu einem Gutachten aufforderte, wie die für die Katholiken ungünstigen Verhältnisse an der philosophischen Fakultät der Münchner Universität zu bessern seien².

Mit Abel hatte in Bayern nach einer längeren liberalen Ära eine gewisse Anerkennung kirchlicher Belange eingesetzt. Es ist aber irrig, wenn man den Minister als den Ausbund rücksichtsloser katholischer Gewaltpolitik gezeichnet hat. In Wirklichkeit war er nur das Werkzeug des Königs, in dessen Hand alle Fäden zusammenliefen. Ludwig I. war seit 1830 von seinen früheren freiheitlichen Ideen immer weiter abgekommen und mehr und mehr zum Selbstherrscher geworden. Die Kirche, für die er von früherher romantische Sympathien hatte, gedachte er zur Durchsetzung seiner Ziele zu benützen. Das war wohl der Hauptgrund für die Vorteile, die er ihr gewährte. Reiche Anerkennung fand er dafür übrigens im ganzen katholischen Deutschland. Aber er beanspruchte außerdem eine weitgehende Herrschaft über die Kirche. Das alte bayerische Staatskirchentum hat unter dem Ministerium Abel in keiner Weise aufgehört.

Auch in der vorliegenden Angelegenheit ging die Initiative vom König aus. Er gab dem Professor Constantin Höfler, dem bekannten Historiker, der zum engeren Kreis

¹ Ebd. S. 15, 329, 327.

² Das Folgende stützt sich auf Briefe und Akten, die sich im Besitze der Münchner Staatsbibliothek befinden (Abeliana Fasc. 3, 1839).

¹ Jos. v. Görres, Gesammelte Schriften II (1854) 169 f.